

(Nachdruck verboten.)

51]

## Pelle der Eroberer.

Von N. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.  
(Schluß.)

Eines Sonntags vormittags zu Ende Mai saßen sie draußen im Garten. Die Wiege war in die Sonne hinausgeschickt, Pelle und Ellen saßen jeder auf einer Seite davon und beredeten häusliche Angelegenheiten. Ellen hatte ihm viel zu erzählen, wenn sie ihn ganz für sich hatte. Der Kleine lag da und glockte in die Luft hinauf mit seinen dunklen Augen, die Ellen wie aus dem Gesicht geschnitten waren; er war braun von Hautfarbe und rundlich. Man sah ihm an, daß er in Sonne und Liebe empfangen war.

Lasse Fredrik saß für sich unter dem Dornbusch und malte ein Bild, das Pelle nicht sehen durfte, ehe es fertig war. Er besuchte jetzt die Zeichenschule und war tüchtig; er hatte einen scharfen Blick für Menschen, namentlich die Armen konnte er aufs Korn nehmen, wie sie gingen und standen. Er hatte eine leichte Hand, mit zwei, drei Strichen konnte er das geben, was der Vater sich mühselig hatte erarbeiten müssen. „Du fudelst!“, pflegte Pelle halb verdrießlich zu sagen, „es verträgt nicht, daß man es in der Nähe betrachtet!“ Aber er mußte zugeben, daß es ähulich war.

„Nun, bekomme ich denn das Bild bald zu sehen?“ rief er hinüber. Er war sehr neugierig.

„Ja, jetzt ist es fertig,“ sagte Lasse Fredrik und kam damit an.

Das Bild stellte eine Straße dar, in der ein einsamer Milchwagen stand; hinter dem Wagen lag ein Milchjunge mit blutendem Kopf. „Er ist eingeschlafen, weil er so früh auf muß,“ erklärte Lasse Fredrik. „Und dann, als der Wagen weiterfuhr, ist er hintenüber gefallen.“ Die Morgenröte in der Straße war gut wiedergegeben, aber das Blut war zu sehr knallrot.

„Das ist so unheimlich,“ sagte Ellen schauernd. „Aber wahr ist es!“

Morten kam aus der Stadt nach Hause. „Hier ist Nachricht von Brun an Dich!“ sagte er und reichte Pelle einen großen Brief. Pelle ging in die Gartenstube, um ihn in Ruhe zu lesen, nach einer Weile kam er wieder heraus.

„Ja, große Neuigkeiten sind es diesmal,“ sagte er bewegt. „Wollt Ihr es hören?“ Er setzte sich hin und las:

„Lieber Pelle!

Ich sitze in meinem Bett und schreibe an Dich. Es steht schlecht mit mir und ist schon seit einigen Tagen so gewesen; doch hoffe ich, daß es nichts Ernstes ist. Wir schulden dem lieben Gott ja alle einen Tod, aber ich möchte die große Weltumsegelung gern daheim von Euch aus antreten. Ich sehne mich nach der Morgendämmerung und nach Euch allen und fühle mich einsam; falls das Geschäft Dich einige Tage entbehren kann, würde ich mich freuen, wenn Du hierher kämst. Dann könnten wir zusammen nach Hause reisen, allein wage ich mich nicht auf den Weg.

Gerade jetzt geht die Sonne unter und sendet ihre letzten Strahlen zu mir herein; der ganze Tag ist grau und trübe gewesen, aber jetzt bricht die Sonne durch die Wolken und küßt die Erde und auch mich alten Mann — zum Abschied. Das gibt mir Lust, Dir etwas zu sagen, Pelle; denn so ist mein Tag ja auch gewesen, ehe ich Dir begegnete. Endlos lang und grau! Wenn man das letzte Glied eines aussterbenden Geschlechts ist, muß man auch die grauen Schicksale der anderen mit sich herumschleppen!

Ich habe oft daran denken müssen, wie wunderbar die verborgene Kraft des Lebens ist. Der Verkehr mit Dir ist wie eine Verheißung für mich gewesen, obwohl ich freilich wußte, daß ich nichts mehr ausrichten und mich auch nicht mehr fortpflanzen würde. Trotzdem fühle ich mich durch Dich im Bunde mit der Zukunft! Du stehst im Aufgange und siehst wohl auf mich, wie auf etwas, das verschwindet. Aber sieh doch einmal, wie das Leben uns alle leben läßt, indem es jeden auf seine Weise benutzt! Bleibe Du stark in Deinem

Glauben an die Zukunft, bei Dir ist die Entwicklung. Ich wünsche von ganzem Herzen, ich wäre ein erwachender Proletarier und stände in der Morgendämmerung; aber ich freue mich doch, daß mir das Neue durch Dich die Augen zudriekt.

Ich ging umher und fand, daß das Leben langweilig und selbstverständlich sei, zu bekannt. Ich hatte es ja in meinen Katalogen alles geordnet! Und wie hat es sich dann erneuert! — Jetzt in meinen alten Tagen habe ich seine ewige Jugend erlebt. Früher hatte ich mir nie etwas aus dem Landleben gemacht, das war für mich eine Wanderung durch Staub und Schmutz. Die schwarze Erde erschien mir eigentlich schauerlich, sie rief nur Gedanken an den Friedhof in mir wach, so weit war ich von der Natur entfernt. Das Land war etwas, wo sich die Bauern betätigten, die derben, gefräßigen Geschöpfe, die einem im Grunde wie eine Art von Tieren vorliefen, die versuchten, unserem nachzuahmen. Denkende Wesen konnten unmöglich da draußen leben. Das war ja die Auffassung in meinem Kreise und ich hatte selbst ein Stück davon, wenn auch meine akademische Bildung selbstverständlich das ganze ein wenig umschrieb und verkleidete. Dies mit unserem Verhältnis zur Natur kam mir ästhetisch gesehen sehr interessant vor, aber eigentlich als Gegensatz, um nicht zu sagen als feindliches Verhältnis. Ich konnte nicht begreifen, wie jemand etwas Schönes in einem ungepflügten Acker oder einem Grabstrand finden konnte. Erst als ich Dich kennen lernte, rührte sich etwas in mir und rief mich hinaus; da war etwas an Dir, was so war wie die Luft von da draußen.

Jetzt verstehe ich auch meine Vorfahren! Früher standen sie als harthäutige Kerle vor mir, die die Mittel zusammenschabten, von denen wir zwei Generationen gezehrt haben, ohne auch nur für zwei Schilling wirklich Nutzen zu schaffen. Sie haben uns doch instand gesetzt, das Leben zu leben, habe ich immer gedacht und das als die einzige Entschuldigung dafür betrachtet, daß sie sich in der Familie vorfanden, faustig und robust, wie sie waren. Jetzt sehe ich, daß sie gelebt haben, während wir nach ihnen bei all unserem Wohlbehagen nur ein Bett in dem Altenheim des Lebens gehabt haben.

Für das alles danke ich Euch. Ich bin glücklich, daß ich durch Euch die Menschen der neuen Zeit kennen gelernt habe und mein Vermögen zurückgeben kann. Es ist von allen denen geschaffen, die arbeiten, und von einigen Wenigen zusammengeschäuft; es ist etwas ganz einfach Selbstverständliches, daß ich es zurückgebe. Andere werden es in Zukunft ebenso machen wie ich, freiwillig oder notgedrungen, bis alles allen gehört. Und dann erst kann der Kampf um das Menschliche beginnen! Der Kapitalismus hat wunderbare Maschinen geschaffen, aber was für wunderbare Menschen erwarten uns nicht mit der neuen Zeit! Wer das erlebt haben könnte!

Ich habe Dir und Morten das ganze vermachte. Es gibt bisher noch keine Stiftung, der ich es übergeben könnte, da müßt Ihr es denn im Namen der Genossenschaft verwalten. Ihr beiden seid die besten Vormünder des armen Mannes, und ich weiß, Ihr werdet es auf die beste Weise verwenden, ich gebe es ruhig in Eure Hände. Das Testament liegt bei meinem Rechtsanwalt, ich habe das ganze vor meiner Abreise geordnet.

Einen Gruß an alle in der Morgendämmerung, an Ellen und die Kinder und Morten. Wenn der Kleine getauft wird, ehe ich wieder nach Hause komme, so müßt Ihr ja, daß er meinen Namen tragen soll. Aber nun hoffe ich, daß Du kommst.“

Ellen atmete tief auf, als er mit dem Brief fertig war. „Wenn es nur nicht ernsthafter mit ihm ist, als er zugeben will,“ sagte sie. „Du reißt doch?“

„Ja, ich ordne morgen in aller Frühe das Notwendige im Betrieb und reise mit dem Vormittags-Expresszug.“

„Dann muß ich mich wohl um Deine Sachen kümmern,“ sagte Ellen und ging hinein.

Pelle und Morten machten einen Gang am Hügelrand entlang, vorüber an den halbaufgeführten Wohnungen, deren rote Steine in der Sonne leuchteten.

„Kommst Du Dir nicht vor wie ein Glückskind, Pelle?“ fragte Morten plötzlich.

„Ja,“ antwortete Pelle, „mir hat nichts etwas anhaben können, und da ist es wohl richtig, was Vater Lasse und die anderen sagten, daß ich mit dem Siegerhemd geboren sei. Die Mißbräuche, unter denen ich als Kind gelitten, haben mich gelehrt, gut gegen andere zu sein; und in der Gefangenschaft gewann ich meine Freiheit, was mich zu einem Verbrecher machen sollte, machte mich stattdessen zum Menschen. Nichts hat mir schaden können! Da muß ich denn wohl ein Glücksfund sein, wie Du sagst.“

„Ja, das bist Du, und nun habe ich meinen Stoff gefunden, Pelle! Ich wühle nicht mehr blind im Dunkeln herum, jetzt will ich ein großes Werk schreiben.“

„Glück auf damit! Wobon soll es denn handeln? Soll es ein Werk von der Sonne sein?“

„Ja, von der Sonne und von dem, das siegt. Es soll ein Werk über Dich sein, Pelle!“

„Ueber mich?“ fragte Pelle erschreckt.

„Ja, über den nackten Pelle mit dem Siegerhemd! Jetzt ist es wohl an der Zeit, den nackten Menschen wieder in das Licht hinauszurufen und ihn richtig anzusehen, jetzt, wo er da steht und die Zukunft übernehmen soll. Ihr wollt ja am liebsten von Grafen und Baronen lesen, aber jetzt will ich eine Geschichte von einem Prinzen schreiben, der den Schatz findet und die Prinzessin gewinnt. Er hat in der ganzen Welt nach ihr gesucht — und sie war da nicht. Dann ist nur er selbst noch übrig, und da findet er sie, denn er hat ihr Herz verlockt. Ist das nicht eine gute Geschichte?“

„Ich finde, es ist ein richtiger Blödsinn,“ sagte Pelle lachend. „Und Du mußt tüchtig Lügen hineinweben, wenn Du mich zu einem Prinzen machen willst. Ich glaube nun nicht, daß Du die Arbeiter bewegen kannst, es als richtiges Buch aufzufassen, dazu ist das ganze zu bekannt und zu gewöhnlich.“

„Sie sollen danach greifen und vor Freude und Stolz weinen, weil sie sich selbst darin wiederfinden. Vielleicht nennen sie auch aus lauter Dankbarkeit ihre Kinder danach!“

„Wie soll es denn heißen?“ fragte Pelle.

„Es soll Pelle der Eroberer heißen!“

81

## Das Meer.

Von Gustaf Janson.

Ohne Zaudern gehorchte Elfrida und ihre kräftigen Ruderschläge retteten beide. Als sie nur einige Faden vom Lande entfernt waren, brach der Orkan mit voller Wut los. Das Wasser, anfänglich zu zischendem Schaum gepeitscht, ward plötzlich höher, als wäre es mit einer Menge harter Höder erstarrt. In der nächsten Sekunde stürzten die Wogen übereinander. Von einem unklaren Angitgefühl getrieben, arbeiteten Joel und Elfrida mit vereinten Kräften. Als der Kiel den steinigten Grund schabte, warf sich der Alte mit der Geschmeidigkeit eines Knaben aus dem Boot und zog es eine lange Strecke aufs Eiland hinaus.

„So,“ stöhnte er atemlos, „diesmal entkamen wir.“

Um sie her donnerte der Orkan. Ein brausender Wirrwarr schäumender Wogen mit weißen Kämmen jagte an ihnen vorüber und verstand. An seiner Stelle stürzte ein endloser Zug wilder Wogen dem ersten nach und jauchte weiter. Auf der Windseite schlug es gegen die Klippe wie mit Tausenden von Aexien, von fleißigen Händen unermüdlich geschwungen.

„Noch einmal!“ schrie Joel.

Aber Elfrida zitterte vor Furcht und Erschöpfung, und Joel, der die volle Jugendkraft wiedererlangt zu haben schien, zog allein das Boot hinauf, bis es ganz auf dem Trocknen lag. Dann ging er hinauf, um zu untersuchen, wie es auf der anderen Seite der Schäre aussah. Aber oben drohte ihn der Wind umzuwerfen, daß er sich nur gebückt eine kurze Weile auf den Beinen zu halten vermochte. Beschwarze Nacht umgab ihn und aus der Finsternis dröhnten die Hammerschläge, während rund umher der Wind mit den langgezogenen Tönen eines Nebelhorns tütete.

„Om, hm,“ räusperte er sich trocken, als er wieder neben Elfrida stand, „s scheint, daß wir die Nacht hierbleiben müssen.“

Das Mädchen brach in Tränen aus. Der Verdruß hatte sie bisher aufrechtgehalten, aber nun brach sie zusammen.

„Was hatten wir auch hier zu suchen!“ jammerte sie, „s kommt wohl nicht auf die paar elenden Seringe an!“

Joel hörte sie nicht. Er kannte eine Spalte im Felsen, die ihnen Schutz vor dem Sturm bot. Er fand sie, im Dunkel tappend, und rief Elfrida. Ihre Antwort vernahm er nicht, fühlte aber bald einen anderen Körper neben sich.

„Nun ist's am besten, daß wir dicht zusammenkriechen, so bleiben wir schon warm,“ sagte er freundlich; 's ist wohl nicht so merkwürdig, daß immer eins die Nacht draußen lampiert,“ murmelte er dann, „n bißchen unbedachtam war's, so spät hinauszufragen. Die arme Dirn“ erklärt sich wohl gar noch. Komm

näher, Elfrida!“ Er strich ihr tröstend übers Gesicht mit seiner schwieligen Hand und merkte, daß sie weinte. „Du bist doch wohl nicht bange, Mädchen? 's stürmt natürlich. Aber sowas kommt ja vor. Leg' man Deinen Kopf auf meinen Arm, so brauchst Du nicht auf 'm harten Stein zu liegen. Ja, ja, kriech nur dicht zu mir, das bißchen Wärme, das ich übrig hab', gönne ich Dir, 's ist ja meine Schuld.“

Er fühlte, wie Elfrida zitterte und knöpfte seinen Rock auf, um sie ein wenig einzuhüllen. Sie troch näher an ihn heran und legte ihre nasse Wange an sein Gesicht.

„Ja, ja,“ murmelte er im Dunkeln, „mach's wie Du willst. Und verjude man zu schlafen. Kann sein, der Sturm legt sich und wir können wieder hinaus . . .“

Elfrida schrie erschrocken auf.

„Na, na,“ beruhigte er sie, „wir sind ja noch nicht draußen. Auch scheint mir's, daß wir bis morgen warten müssen, dann findet sich schon Rat.“

Er fühlte eine behagliche Wärme seinen Körper durchströmen, nur waren die Füße, die er solange im Wasser gehalten hatte, noch erstarrt.

Elfrida schmiegte sich dicht an ihn. Sie atmete heftig und der warme Hauch umschloß ihm die Wange. Plötzlich umschlang sie, ihrem Drang nach Schutz und Hilfe nachgebend, seinen Hals. Er sah Sterne und Sonnen in der Luft tanzen, fühlte sein Blut durch die Adern stürmen und wurde plötzlich gewahr, daß er wieder jung und kräftig war. Ein undurchdringlicher Nebel ließ ihn nicht in die Zukunft blicken, obwohl er die Empfindung hatte, daß er's gerade jetzt nötig hätte. Aber Gefühle, die er früher nie gekannt, übermannten ihn selbstsam und mächtig, trübten seine Gedanken und füllten seine Sinne mit ungeahnten neuen Kräften, gleich eiem Raufsch, zugleich belebend und lähmend. Unwiderstehlich zog es ihn, heftig erwiderte er Elfridas Umarmung und drückte sie fest an seine Brust.

Die ersten Schneeflocken des Winters jagten, vom Sturm gekehrt, pfeilschnell durch die Luft. Rings umher tobte der Sturm und die Schläge des Wogenschwalles hämmerten gegen die Felsenplatte, daß sie unter den Angriffen zitterte. Es klang wie Jubel und Troß zugleich, und der alte Joel vergaß über das Neue, Ungeahnte, das mit dem Aufruhr in ihm und um ihn her ihn übermannen hatte, sich selbst und die ganze Welt. —

Am folgenden Tag um die Mittagsstunde wagten sich „Oestermans Jungs“ und Deman mit dem großen Fischerboot des letzteren hinaus. Sie steuerten auf Brunskär zu, weil sie annahmen, daß die Gefuchten dort zu finden seien, falls sie sich gerettet hatten. Sobald die Segler in die Nähe der Klippe kamen, wurden sie auf der Höhe eine hagere Gestalt gewahr.

„Der Alte lebt,“ sagte Bernhard Oesterman mit einem Seufzer der Erleichterung.

„Nu werden sich Volén und die anderen Verwandten der Frau fuchen,“ grinste Deman.

Sobald das Fischerboot im Schutz der Schäre angelegt hatte, stolperte der alte Joel zum Strande hinab. Seine Miene war weniger selbstbewußt als gewöhnlich, auch schien er den Blicken der anderen auszuweichen, als er für ihre Hilfe dankte. Elfrida troch aus der Felsenpalte hervor und ordnete zerstreut ihr rauhes Haar.

Deman blinzelte mit schlauem Lächeln zu den Brüdern hinüber, diese verstanden ihn aber nicht.

„Nun stürmt's ja nicht ärger, als daß man die Rede aufnehmen kann,“ meinte Joel.

„Die können wohl bleiben, wo sie sind . . .“ sagte Deman, dem es schien, daß er mehr als genug getan habe.

„Anfann!“ fiel ihm Joel in die Rede, „seid Ihr hier, könnt Ihr mir auch dabei helfen.“

Die Brüder zeigten keine besondere Lust dazu bei dem Winde, andererseits wollten sie nicht, daß ein alter Mann sie für Feiglinge halten sollte, weshalb sie ins Boot stiegen und hinausruderten. Deman und Elfrida blieben derweilen auf der Klippe.

Von dort sahen sie, wie es in jeder Wache blinkte und glitzerte, als das erste Netz herausgezogen wurde. Sie nahmen wahr, daß Alexander mit Joel den Platz tauschte, denn der vermochte nicht die schwereren Netze an Bord zu ziehen.

„So was hab' ich nicht erlebt!“ brach Deman aus.

Als das nächste Netz herausgezogen wurde, glänzte es wie Silber.

„So'n unverschämtes Glück!“ Inurte Deman, „der Alte hat Vorrat für zwei Jahre.“

Das Boot ging tief, als es endlich anlegte. Verwundert schielte Deman nach Joel hin, dessen Miene nicht die Befriedigung ausdrückte, die jener erwartet hatte.

„Der Fang verdient's, daß man eine Nacht froz,“ sagte Joel ruhig.

Elfrida nickte dazu, obwohl ihre Miene schuldbewußt und ihr Blick scheu war.

Deman blinzelte und versuchte spöttisch zu lächeln, was jedoch die Brüder, die mit dem Fang beschäftigt waren, nicht beachteten. Das Fahrzeug wurde an das große Fischerboot gebunden, in dem alle Platz nahmen. Die Heimfahrt ging unter allgemeinem Schweigen vor sich, was gab's auch zu reden? Joel und Elfrida waren gerettet, und daß zwei Inselbewohner eine böse Nacht ausgestanden hatten, war nichts Merkwürdiges.

Der Winter verlief auf Hällan wie alle anderen. Nur schien Elfrida nicht dieselbe wie früher. Oft war sie übler Laune,

schaupte auch bisweilen ihre Herrschaft an, oder weinte, das Gesicht in der Schürze vergraben. Mutter und Väter machte sich oft bei ihr zu schaffen, stöberte in Ecken und Winkeln umher oder steckte ihre Nase in Küche und Stall. Die Folge ihrer häufigen Besuche auf dem Hofe ward eine intime Freundschaft mit allen Kutschweibern der Insel, viel Kaffeeschlabberei und geheimnisvolle Andeutungen. Elfrida schwieg indessen hartnäckig. Erst im Sommer, als sie ihren Zustand nicht länger verbergen konnte, wurde die Reugier befriedigt, und das Klatschen ging lustig.

„Jetzt sind die Weiber froh,“ äußerte Alexander Oesterman, „nun haben sie Wasser auf ihrer Mühle.“

„Wer hätte das geglaubt, der alte Joel . . . pfui Teufel!“ hieß es überall. Ein Sturm des Unwillens brauste über die Insel. Die Gläubigen hielten häufige Versammlungen, um eine Strafe auszutüfteln, hinlänglich hart für diesen verirrten Bruder, dessen Schuld niemand mehr bezweifelte. Die weltlich Gesinnten freuten sich des Aufruhrs im Lager der Gegner und reizten die Empörung durch vermeintliche Bemerkungen und boshafte Einfälle. Die Gläubigen fühlten, daß ihr Ansehen auf dem Spiele stand und beschloßen zu handeln. Wie, war ihnen jedoch nicht klar. Vorläufig rühten sie Joels Frau auf den Leib. Die Tür in Hallan stand nicht still. Ganze Fluten von Teilnahme ergossen sich über die Alte. Da wurde gemurmelt und gehandelt, aber sie blieb unbeweglich:

„Er hat kein Wort zu mir gesagt,“ entgegnete sie stets, „und bevor ich's nicht aus Joels eigenem Munde höre, glaube ich keinen Deut davon, ob's auch die ganze Welt behauptete.“

Dabei war nichts zu machen und man beschloß die Zeit abzuwarten.

Im August wurde das Kind geboren, und die alte Nord wachte selbst am Bett der Mutter.

„Liebes Herz,“ flüsterte sie, indem sie freundlich ihre verschrumpfte Hand auf Elfridas fieberheiße Stirn legte, „ein Frauenzimmer kommt leicht ins Unglück. So ist's nun einmal, und ich kann rein gar nichts dazu tun. Weine nun nicht, Frida, und lehr' Dich nicht dran, was die Leute schwätzen! Ich hab' Dich nie nach dem Vater gefragt, und wer's auch sein mag, bleibst Du bei uns.“

Die Tür knarrte in ihren rostigen Angeln und Joel Nord trat über die Schwelle. Verwundert blickte die Frau ihn an. Er hielt sich mehr aufrecht als gewöhnlich, und seine rotgeränderten Augen blühten mit trotzigem Glanz.

„Ich bin's, der Vater zum Kinde ist,“ hub er mit seiner gellenden Stimme an, „wie's zugegangen ist, ist nicht der Rede wert. 's ist nun 'mal so, und damit abgemacht. Hast Du was zu sagen, Frau, so sag's!“ Er warf den Kopf herausfordernd zurück, und die Frau, die ihm alle diese Jahre treu zur Seite gestanden hatte, erkannte den Vupprediger wieder, dessen Worte sie einst mit seltsamer Macht ergriffen hatten. Das war derselbe Trotz und derselbe herbe, abstoßende Stolz wie früher. Auch gewahrte sie, daß er seine Festkleidung angelegt hatte, bereit zu gehen, wenn sie es wünschte. Da rannen Tränen über ihre Wangen.

„Mein Alter,“ begann sie freundlich, „viele Jahre lang hab' ich unseren Herrgott gebeten, uns ein Kind zu schenken. Nu hat er mich erhört, denn ist das Kind Deins, ist's auch meins, denn nach der heiligen Schrift sind wir beide eins. Kann ich wohl anders, als danken und den preisen, der mir geschenkt hat, was ich ersehnte!“

Stief und feierlich trat Joel näher. Was er im Augenblick empfand, trug er nicht zur Schau, sondern reichte nur seine harte Faust hin, in die seine Frau ihre Hand legte.

„Ja, ja Joel,“ sagte sie, „der Herr wählt die Wege, und kommen sie uns noch so wunderbar vor, haben wir nur zu danken und seinen Namen zu preisen. Nun sollst Du das Kapitel von Hagar, der Dienstmagd, lesen.“

Joel nahm die Bibel herab und suchte nach der bezeichneten Stelle. Gleich darauf begann er mit erhobener Stimme zu lesen, daß die Fenstersehenden in ihren Rahmen kirrten.

„Sarah, Abrahams Weib, gebar ihm nichts. Sie hatte aber eine ägyptische Magd, die hieß Hagar . . .“

Die Frau nickte im Takte zu jedem Wort und lachte Elfrida an, die das Kind an der Brust hatte.

Als Joel zum vierten Verse kam, wo es hieß:

„Als sie nun sahe, daß sie schwanger war, achlete sie ihre Frau geringe gegen sich,“ legte die Alte ihre Hand aufs Buch und unterbrach damit das Lesen.

„Jetzt wißt Ihr's,“ sagte sie, „hütet Euch davor!“

Joel nickte.

„Und da Ihr's wißt, soll's wohl nicht schwer fallen, zu tun, was recht ist,“ setzte sie hinzu.

Elfrida weinte leise, und Joel nickte abermals.

„So bleibt alles wie früher,“ sagte Joel und erhob sich. Er hatte die Frau verstanden und sein Versprechen für die Zukunft gegeben. Wie er gekommen, vieliehr er die Kammer, aber bevor sich die Tür hinter ihm schloß, fragte er über die Achsel:

„Ist's 'n Junge oder 'n Mädchen?“

„Ein Mädchen,“ lautete die Antwort.

„Dann stimmt's nicht mit der Schrift.“

„Doch,“ versetzte die Frau so laut, daß er's hören konnte,

„Kind bleibt immer 'n Kind.“

Dazu lachte Joel, das war ihm nicht eingefallen. Damit ging er seine Werfeltagskleider anzulegen und zuzugreifen, wo's zunächst not tat.

Das Atmen dünte ihm leichter, seit er mit seiner Frau ge-

sprochen hatte, und nun, nachdem er monatelang den Blicken der Menschen ausgewichen war, wieder allen in die Augen zu schauen vermochte.

Das Gerücht von der vollständigen Einigkeit zwischen den Ehengatten verbreitete sich hurtig und erregte Verwunderung, unter den Gläubigen loderte die Empörung auf. Namentlich zeichnete sich der Schöffe Wölen durch den Eifer aus, mit dem er von dem Sünder Joel Nord sprach. In seinem Kabriolett\*) kutschte er auf der Insel umher und redete unter vier Augen mit den Gesinnungsgenossen. Auf seinen Rat wurde beschlossen, Joel vor den Führern der Gemeinde zur Rechenschaft zu ziehen und zu fordern, daß er das Kind verleugne. Als er alle von der Notwendigkeit dieses Schrittes überzeugt hatte, rieb er sich die Hände und wartete ruhig die geeignete Zeit ab.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Arbeit der Naturvölker.

Von R. Weule.\*\*)

Ein Verdienst der modernen Völkerkunde ist der Nachweis, daß die Naturvölker keineswegs bloß die Räuber und Sklavensjäger und im übrigen die unterbesserlichen Faulpelze sind, als die eine ältere, weniger gut unterrichtete Zeit sie hingustellen beliebte. Sie arbeiten alle, zwar nicht so nach der Stunde und Minute wie unsere vielgepriesene Volkskultur, sondern nur wenn es durchaus nicht mehr ohne ein Zutausen geht, oder wenn es dem einzelnen gerade beliebt; aber jedermann fühlt sich ungeheuer wohl dabei und verlangt nach nichts Besserem und Höherem. Im Gegensatz zu unserer Erwerbsarbeit handelt es sich eben bei ihnen um Bedarfsarbeit, die von keinem als eine unangenehme Last, sondern jörmlich als ein Genuß aufgefaßt und betrieben wird. Und diese Lust am Schaffen herrscht vor trotz einer Reihe von Momenten, die jedem von uns die Neigung zur Arbeit sicherlich recht bald vergällen würde.

Das erste dieser erschwerenden Momente ist die Unvollkommenheit der technischen Hilfsmittel. Welche Mühe muß schon die Herstellung der verhältnismäßig einfachen Geräte und Waffen der älteren Steinzeit, die doch auch wieder nur mit Stein, Knochen und Holz erfolgen konnte, bereitet haben! Und welche Riesensumme von Arbeit steckt in jeder Schale, jedem Schemel, jeder Maske, die der Primitiv ohne jedes andere Hilfsmittel als sein oft nicht einmal aus Eisen, sondern nur aus Muschel oder Knochen bestehendes Messer aus dem Bollen hat herauszuschneiden müssen! Welch eine Ausdauer gehört endlich dazu, auf einem Gestell, dem wir nur fälschlicherweise den Namen Webstuhl geben, das aber in Wirklichkeit nur ein Flechtstuhl ist, der diese Technik um ein wenig erleichtert, Stoffe von der Feinheit und Größe der Raphiamatten des südlichen Kongobekens, der aus feinstem Raphiafasern und Seide geflochtenen Lamba Madagaskars, der malaisischen Sarongs, der wunderbaren feinen Stoffstreifen der Karoliner und der aus dem neuseeländischen Flach geflochtenen Decken und Mäntel der Maori anzufertigen! Unter uns mehr und mehr zu Verbundeln gewordenen Söhnen der Hochkultur wäre heute keiner mehr zu finden, der sich zu einer solch mehrmonatigen Geduldprobe — ein solcher Zeitraum einer fast unausgesetzten Arbeit gehört zur Herstellung jedes der angegebenen Stoffe — bereit erklären würde.

Noch mehr erstaunt uns die außerordentliche Kompliziertheit aller der Vorgänge, deren sich gerade die Naturvölker bei der Umwandlung der Rohmaterialien in ihre Fabrikate, wenn man so sagen darf, unterziehen müssen. Es ist eine schier unübersichtbare Reihe von einzelnen Verrichtungen, die von der Aussaat des Getreides bis zur fertigen Speise führt: Ausrottung des Urwalds mit den unzureichendsten Hilfsmitteln, mit Feuer und Art; Reinigen und Auflockern des rohen Bodens mit dem Grabstock; Einlegen der Körner in die einzeln eingeramten Löcher; eine ständige Ueberwachung und Vernichtung des in tropischer Fülle wuchernden Unkrauts; endlich ein ebenso mühsames Ernten des Gewachsenen und der allen Naturvölkern merkwürdig große Schwierigkeiten bietende Ausdrusch. Soweit geht die Produktion. Die Konsumtion ist kaum einfacher und leichter. Das Enthüllen, Reinigen und Mahlen der Körner ist eine so zeitraubende Tätigkeit, daß man allen Ernstes die Einrichtung der Vielweiberei bei allen primitiven Aderbauern auf sie zurückgeführt hat; in jedem Fall erklärt sie in Verbindung mit der Umständlichkeit der Prozedesse des Spinnens und Webens die auffallend große Zahl der Magde bei den Kulturvölkern des Altertums, ebenso wie auch die ständige Anspannung aller weiblichen Bewohner eines Regensgehöfts von heute.

Und dann das Baden und das Kochen selbst. Im spanischen Amerika fehlt in keinem besseren Haushalt die Tortillera, ein

\*) Zweirädriges, einsitziges Gefährt. Der Uebersetzer.  
\*\*) Seinen früheren anregenden ethnologischen Schilderungen hat der Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig ein neues Mädchen in den bekannten Veröffentlichungen des „Kosmos“ folgen lassen („Die Urgesellschaft und ihre Lebensform“, Verlag des „Kosmos“ in Stuttgart, Preis 1 M.). Wir entnehmen ihm einen besonders instruktiven Abschnitt, der geeignet ist, manche Vorurteile über die Arbeit der „Wilden“ zu zerstreuen.

weibliches Wesen, dem nichts anderes obliegt als die Zubereitung der landesüblichen Maisfladen, der Tortillas; so zeitraubend ist selbst dieser eine Endabschluss der engeren Nahrungsfürsorge. Die Aufbereitung und Gießbarmachung des von Natur giftigen Maniok in Südamerika erfordert eine förmliche Erfahrungswissenschaft, so kompliziert ist der Vorgang in seiner Gesamtheit, und Hauf und Flachs bedingen nicht weniger als einigzig zwanzig verschiedene Vorrichtungen, um zum gebrauchsfähigen Stoff umgewandelt zu werden.

Zu allem tritt als drittes Moment noch der Kunstsinne. Der die Mehrzahl unserer Naturvölker erfüllt. Einen Begriff von seiner Art und seiner Ausdehnung kann nur der Gang durch ein größeres ethnographisches Museum geben; hier muß der Hinweis genügen, daß vollkommen unergiebt und ohne irgendwelche künstlerische Ausgestaltung so gut wie kein Ding bleibt da unten in der Welt dieser Naturvölker, daß aber gewisse Völkergruppen in der Verschönerung jedes ihrer Besitztümer förmlich schwelgen. Die ganze Südsee gehört hierher, vor allem Melanesien und Neuseeland, auch der malaiische Archipel, sowie der Nordwesten Nordamerikas und manche Teile des innersten Südamerikas und Westafrikas. Selbst die dichtbesiedelten Hyperborer wissen ihr ausgeprägtes Ausschmückungsbedürfnis noch recht hübsch zu betätigen.

Woher das kommt, ist leicht zu erkennen, wenn man das Verhältnis jedes dieser verzierten Stücke zu seinem Herrn, oder, falls dieser Herr mit seinem tätowierten oder bemalten Körper selbst im Frage kommt, sein Verhältnis zu den Stammesmitgliedern männlichen und weiblichen Geschlechts ins Auge faßt. Als das Urmotiv des Schmuckes haben wir in den „Kulturelementen der Menschheit“ die Absicht der Individualisierung, der Heraushebung der Geschmückten aus der großen Menge kennen gelernt. Individualität ist nun aber auch jede Waffe, jedes Gerät des Primitiven; da jeder sein Eigentum selbst anfertigt, legt auch jeder soviel von seinem eigenen Wesen hinein und sucht mit seiner Arbeit zugleich soviel Ehre einzulegen, wie er nur kann; und da der Begriff Zeit bei diesen Glücklichen noch keine Rolle spielt, so gestaltet der Künstler sein Stück auch so reich aus, wie er nur mag. Wahrlich, man muß diese Wilden glücklich preisen, sobald man sie vom Standpunkt der Arbeitsweise aus betrachtet. Was verbindet unseren Handwerker, vom Fabrikarbeiter gar nicht zu reden, noch mit seiner Hände Werk? In 90 von 100 Fällen erfährt er nicht einmal, in wessen Hände selbst sein bestes Erzeugnis wandern wird; gleichgültig bringt er daher das eine zu Ende, und gleichgültig fängt er das Neue an. Nur einige wenige vom Glück begünstigtere Berufe haben sich in dieser Wüste der Unpersönlichkeit noch die Zusammengehörigkeit von Ueberber und Erzeugnis gerettet, die Gespinnstwerker nämlich, die Dichter, Künstler und Geschrienen, an deren Werken ihr Name haftet; sie alle wandeln wirklich noch auf der Menschheit Höhen. Um so merkwürdiger berührt es dabei allerdings, daß gerade ihr Verhältnis zur Mit- und Nachwelt sich in denselben Bahnen bewegt wie das des ersten besten Wilden aus den Tiefen unseres Geschlechts.

Leider dehnt sich auch bei den Naturvölkern dieser Vorzug des Genusses an der eigenen Arbeit nur auf die Dauerprodukte und nicht zugleich auch auf die ungleich zahlreicheren des täglichen Verbrauches aus; hier arbeitet auch der schneidfreudigste Neuseeländer und der farbenfroheste Nordwestamerikaner nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb.

Also schafft er, so muß man doch wohl einwerfen, wenigstens hier mit Widerwillen und Anlust? Die Antwort sucht und findet Bücher durch einen Blick auf unsere Kinder; wie diese zwar durchaus betätigt sein wollen, bei jedem Versuch eines Dauerzwanges zur Arbeit aber ermüden, so ergeht es auch den großen Kindern innerhalb der Menschheit, den Naturvölkern; auch sie sind keine systematischen Dauerarbeiter fähig. Wie aber andererseits sich jedes Kind mit Wärme und Stundenlang ohne Unterbrechung betätigt, sobald und so lange es seiner Beschäftigung den Charakter des Spieles zu verleihen vermag, so führt auch der Primitive alle die Betätigungen, zu denen ihn weder die Neigung zur Kunst noch sonst ein höherer Gesichtspunkt lockt, gern und willig aus, einfach, weil er von jeher gewohnt ist, sie als Spiel auf- und anzufassen. So langt der Neger mit einer geradezu erstaunlichen Ausdauer zu dem monotonen, aber höchst erregenden Ton seiner Trommel; so bearbeitet er aber auch zum Takt desselben Instrumentes oder unter den Klängen eines Liedes sein Feld gleichsam im Spiel.

Allerdings tritt noch ein weiteres förderndes Moment zu dieser Auffassung hinzu: der Rhythmus. Wir alle kennen die belebende Wirkung des Marschliedes und der Regimentsmusik, deren rhythmische Klänge die vorher noch so müden Beine der Grenadiere wie elektrifiziert nach vorne werfen; geläufig sind uns auch das unerkennbare „pink, pink, pink“ der Pflasterweinstammer auf unseren Großstadtkorridoren, von dem jeder Straßenjunge weiß, daß allein dieser Takt die Männer befähigt, die schweren Kammern mit solcher Ausdauer zu handhaben; vertraut ist uns schließlich der Taktschlag der Dreisher, der Schmiede, der Ruderer, kurz aller Werkstätigen, denen es darauf ankommen muß, mit der geringsten Kraftverwendung die größtmögliche Arbeitsleistung zu erzielen.

Der Rhythmus bedeutet in der Tat eine solche physische Straffparnis; durch ihn wird die vordem vom Willen geleitete in eine rein mechanische, automatische Bewegung umgewandelt.

die die Muskulatur kaum beansprucht, sie vielmehr gewissermaßen einübt, die Arbeitsbewegungen ohne weitere besondere Willensbetätigung fortzusetzen.

In den Tiefen der Menschheit vereinigen sich also Spiel und Rhythmus, um dem Angehörigen jener Schichten den Weg zur Arbeit zu weisen und sie ihm schmackhaft zu machen. Noch heute ist es dem Neger unmöglich, in Gemeinschaft mit anderen einen Wagen zu ziehen, ein Boot zu rudern, eine Last zu bewegen, ohne dieses Tun mit einem Liede oder doch wenigstens rhythmisch ausgestoßenem Lauten zu begleiten; selbst die Befestigung der Felder lassen intelligente Große in West- und Ostafrika unter den Klängen der Musik von ihren Untertanen ausführen. So ließ der Häuptling Ngilla von Tibati in Westkamerun seine Leute in Abteilungen von je 100 Mann den Boden nach dem Trommeltakt bebauen; hinter diesen Arbeitern marschierten aber im gleichen Takt die Säuleute, um aus umgehängten Behältern den Samen aufs Feld zu streuen. Auch von den Malaien wird Ähnliches berichtet.

Bücher hat in „Arbeit und Rhythmus“ hundert und aber hundert Beispiele dieser und ähnlicher Art zusammengestellt. In ihrer Gesamtheit zeigen sie, daß das Spiel tatsächlich älter ist als die Arbeit, daß es sozusagen ihr Vater ist, während der Rhythmus bei ihm Gebalter gefunden hat. Als Grundlage und Ausgangspunkt finden wir überall ein zunächst rein spielerisches Vorgehen an jedwede Betätigung, gleichsam ein Tändeln mit der Arbeit unter Tanz und Scherz und Lied, das von dem furchtbaren Ernst und dem starken Pflichtbewußtsein der Träger höherer Kultur noch beinahe wohnend abstricht. Gefragen aber wird das Spiel von dem Rhythmus; den man in seiner Universalität direkt als den Ausfluß eines Naturbedürfnisses des Menschen und gleichzeitig auch als den Vorläufer, ja die Vorbedingung jeder körperlichen Dauerarbeit überhaupt bezeichnen muß.

## Kleines feuilleton.

### Technisches.

**Kleider aus Glas, Eisen und Papier.** Der Industrie des 20. Jahrhunderts war es vorbehalten, aus so unmöglichkeitlichen Stoffen, wie Stein, Eisen und sogar Glas Kleider herzustellen. Von diesen seltsamen Toiletten, deren Material zu den sonst üblichen Kleiderstoffen in einem großen Kontrast zu stehen scheinen, berichtet ein Aufsatz der amerikanischen Zeitschrift „The Inventive Age“ (das Zeitalter der Erfindungen). Als die letzte Neuheit in der Damenmode werden hier Kleider aus gesponnenem Glas geschildert. Die Toiletten werden in Weiß, Grün, Violett, Rosa und Gelb angefertigt; die Stoffe sind so weich und zart wie Seide. In Rußland werden Kleider fabriziert, deren Stoffe von den Höfen eines sibirischen Steinbruchs aus den Bergwerken Sibiriens hergestellt werden. Der Stoff soll so dauerhaft sein, daß er buchstäblich unzerstörbar ist. Das Material fühlt sich weich an, läßt sich sehr gut falten und leicht verarbeiten. Die Reinigung eines solchen „Steinkleides“ geht auf ebenso einfache wie radikale Weise vor sich. Der Stoff wird in Feuer gebracht und kommt völlig fledenlos und unbeschädigt wieder daraus hervor. Stoffe aus Eisen werden heute überall von Schneidern benutzt, um dem Rockragen einen guten und straffen Sitz zu verleihen. Diese Stoffe sind aus Stahlwolle hergestellt und sehen so aus, wie wenn sie aus Pferdehaaren gewoben wären. Überall wird Metallwolle vielfach für die Herren-toilette verwendet. Ein Woll genannter Stoff, der ebenfalls mit dem Fell der Schafe nichts zu tun hat, ist die sogenannte „Kalksteinwolle“, die in einem elektrischen Ofen hergestellt ist. Pulverisierter Kalkstein wird, mit bestimmten Chemikalien vermischt, in den Ofen gebracht und kommt dann als flaumige, weiße Wolle aus ihm heraus. Diese Wolle wird gefärbt und zu Kleidern verarbeitet. Ein Paar Weinkleider oder ein Rock, die aus diesem Kalksteinstoff bestehen, können weder verbrennen noch durch Fett beschädigt werden.

Anderer Neuheiten in Kleiderstoffen sind die, die aus Tauen gemacht sind. Ein englischer Fabrikant stellt Kleiderstoffe aus alten Stricken her. Er erwarb eine große Menge von alten Stricken und Seilen, wickelte sie auf und ließ sie nach einem geheimen Verfahren zu einer Art Stoff weben. Das Material erwies sich als außerordentlich dauerhaft und praktisch, so daß er diese Methode weiter ausbaute. Seine Stoffe aus Stricken werden besonders in den britischen Kolonien in Mengen abgesetzt. Stoffe aus Papier sind von den japanischen Truppen während des Krieges mit Rußland verwendet worden und haben sich hier viel praktischer und wärmer erwiesen, als gewöhnliche Stoffe. In China hat man die Nutzbarkeit des Papiers als Kleiderstoff schon seit langem erkannt; in neuester Zeit sollen nun aber auch japanische Toilettenmäntel, Badekleider und ähnliche Sachen aus Papier in großen Massen nach Europa ausgeführt werden. Das Material, das man verwendet, besteht aus Makulatur, besonders aus Zeitungen; es wird einem von den Japanern ausgebildeten Prozeß unterzogen, in den verschiedensten Farben gefärbt und mit hübschen Blumenmustern bedruckt. Sogar Handschuhe werden aus Papier gemacht; der Hauptvorteil, der ihnen nachgerühmt wird, besteht darin, daß sie, ohne zu leiden, sehr oft gereinigt werden können.